

Predigt am 26. Sonntag im Jahreskreis (C)

(Lk 16, 19-31)

von Pfr. Dr. André Golob

Die Stelle des heutigen Lukas-Evangeliums mutet etwas mythologisch, ja ein wenig märchenhaft an. Und beim Schluss – ich weiß nicht, ob es Euch auch so ging – musste ich an die Weihnachtsgeschichte von Charles Dickens denken; wo die toten Compagnons von Ebenezer Scrooge aus der Hölle emporsteigen und ihn davon überzeugen wollen, Gier und Geiz ein Ende zu setzen.

Bei Lukas sitzt der Reiche in der Welt der Toten und erleidet Höllenqualen und einige Etagen höher, durch einen unüberwindlichen Abgrund getrennt, sitzt der arme Lazarus sprichwörtlich in Abrahams Schoß. Wie Dante Aligieri wandeln wir durch die Unterwelt.

Wir wollen nun einen Schritt der Interpretation wagen und hinabsteigen in das Innere der Menschen – nicht in die Unterwelt aber ein wenig in das Unterbewusste.

Es zeugt von Mitgefühl, das Vermögen, den eigenen Besitz sinnvoll zu nutzen, zu teilen und denen abzugeben, die in Armut und Not leben. Denken wir dabei auch an die Sozialgesetzgebung des Alten Testaments, auf die wir letzten Sonntag intensiv eingegangen sind. Am heutigen Sonntag wollen wir uns die Frage stellen, welche Haltung Jesus uns empfiehlt, welche Intentionen unser Handeln prägt, welche Ängste und Mankos uns zum Fehlverhalten verführen. Es geht darum, wie reif, wie erwachsen wir sind in unserem Tun. Denn es gilt nicht nur einfach darum zu teilen, sondern es geht um eine Haltung, die uns automatisch teilen lässt.

Gutes Tun, den Armen zu helfen, sie zu unterstützen, wo es geht, ist löblich und für die Bedürftigen ein Segen. Wenn ich jedoch auf diese Weise handle, um daraus einen eigenen Vorteil für mich zu erlangen, bekommt das Ganze ein Geschmäckle und gerät in Schiefelage. Das unterstreicht das heutige Evangelium glasklar.

Ein Beispiel aus der Gegenwart: Große Unternehmen leisten sich Hilfsfonds, prahlen damit in der Öffentlichkeit, polieren damit ihr Image auf. Doch dies geschieht primär mit der Absicht, mehr zu verkaufen, Kunden zu gewinnen, Umsätze zu steigern. Das nennt man in der Betriebswirtschaft „corporate ethics“. Die Wohltätigkeit wird zur

Marketingstrategie und wird für die sogenannte Corporate Identity, das eigene Image instrumentalisiert. Das Bild vom Unternehmen wird attraktiver gemacht. Wer so viel Tolles tut, hat es auch verdient, dass wir bei ihm einkaufen – ja wir tun dadurch sogar selbst etwas Gutes. Aufgrund dieser Manipulation schießen die Umsätze in die Höhe.

Den Bedürftigen ist es einerlei, aus welchen Beweggründen ihnen geholfen wird. Doch ein solch kalkuliertes Tun jenseits von Selbstlosigkeit wird an vielen Stellen des Neuen Testaments verurteilt. Die Religion sieht das eben etwas anders, weniger pragmatisch. Wenn wir uns entschließen gut zu handeln, nur um in den Himmel zu kommen, dann sind wir um keinen Deut besser als jene Handelsvertreter mit ihrem Wohltätigkeitsmarketing – dann sind wir wie die, die sich selbst loben und sich selbst auf die Schulter klopfen, dann wird diakonisches Tun zum Selbstheiligungsakt.

Als junger Pfarrer in Wien und Leiter der österreichischen Diakonie war ich schockiert, dass in der altkatholischen Kirchenzeitung Listen abgedruckt wurden ... Listen von Leuten, die bedeutende Summen für die Diakonie gespendet hatten. Und als ich beim Bischof nachfragte, ob das denn sein müsse, wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass das enorm wichtig sei. Es hieß, die Leute fragen sonst nach, warum sie nicht als Spender genannt werden und spenden dann womöglich nichts mehr.

Als ich diese Predigt schrieb erinnerte ich mich auch an eine Liste vor einigen Jahren im OVB. Es war eine Liste mit den Spendern für die Weihnachtsaktion „OVB-Leser zeigen Herz“ – eine komplette Zeitungsseite voller Namen.

Und ich fühlte mich auch an einen Gottesdienst in der anglikanischen Bischofskirche von Masasi in Tansania erinnert. Vor der Gabenbereitung wurden - nach Ortsteilen aufgeteilt - alle nach vorn gebeten, um etwas ins Kollektenkörbchen zu geben. Und kurz vor Ende des Gottesdienstes wurde dann verkündet, welcher Ortsteil wie viel gespendet hat – quasi eine Rankingliste. Alle Teile der Stadt wetteiferten damit, die Großzügigste zu sein und natürlich wurde der Sieger der Woche ordentlich beklatscht. Für mich war das etwas befremdlich.

Es macht Sinn, dass Jesus uns immer wieder das Beispiel der sprichwörtlichen Pharisäer vor Augen führt, denn oftmals verhält es sich dabei, als würden wir in einen Spiegel schauen.

Was also ist zu tun? Das Evangelium zeigt uns, wahrhaft reich ist eigentlich nur der Arme, denn er sitzt nach seinem Tode in Abrahams Schoß. Also müssen wir uns fragen, wie werden wir Lazarus gleich, wie werden wir arm?

Und es ist wichtig auf Folgendes hinzuweisen: Lazarus befindet sich nicht in Abrahams Schoß, weil er *mittellos* war oder eiternde Geschwüre hatte. Arm und krank zu sein ist kein Verdienst, genauso wenig wie der Tod. Wenn Lazarus tatsächlich belohnt worden wäre als Ausgleich für seine desolate Lebenssituation, dann müssten wir uns alle überlegen, wie wir möglichst arme, kranke Schlucker werden, um auf ähnliche Weise davon zu profitieren. Darum geht es aber nicht. Lazarus wird vielmehr belohnt für seine *Haltung*.

Arm werden wir nicht, in dem wir unser ganzes Geld verschenken, unser Haus der Heilsarmee vermachen und uns mit allen möglichen Bazillen und Pestilenzen anstecken. Dann hätte die kommunistische Religionskritik tatsächlich recht. Doch ich glaube mit „arm sein“ ist etwas anderes gemeint – und auch mit „reich sein“.

Reichsein – so haben wir letzten Sonntag festgestellt – Reichsein ist eigentlich etwas Gutes, es ist der Garant für das, was die hebräische Sprache mit Schalom bezeichnet, denn alle sollen an diesem Wohlstand partizipieren, teilhaben. Reichsein kann aber auch eine Gefahr darstellen. Ein Reicher ist umgeben von schönen Dingen, er kann sich was leisten. Er möchte seinen Besitz vergrößern. Stets ist er damit beschäftigt nichts zu verlieren von seinem Hab und Gut. Er stellt Sicherheitsbeamte an. Unentwegt schaut er auf die Aktienkurse, verschiebt sein Geld gewinnträchtig hin und her. Die Reichen stehen im Rampenlicht, sie stellen was dar, werden beneidet und hofiert. Und mit all diesem Reichtum überdecken sie womöglich die eigenen Armseligkeiten und Komplexe. Schnell ist die Angst vor dem Verlust da und die Furcht, ohne die Maske des Geldes und Erfolges keine Bedeutung mehr zu haben und in Armenhaus zu kommen.

Wir sind alle nicht frei von solchen Verlustängsten. Ich erinnere mich noch, wie ich mit meiner Oma vorm Mittagsschlaf auf der Besucherritze lag und sie mir vom Krieg erzählte, von der Flucht und dem unerträglichen Hunger und wie man Tannenzapfen kochte, um sich mit dem dürrtigen, dünnen Sud am Leben zu halten. Ihre Mahnungen vor der Not, die jederzeit wiederkommen könne, habe ich jetzt noch in den Ohren. Das Hamstern ist in solchen Notsituationen ein moderates Mittel. Doch so etwas hinterlässt

Spuren, weckt Ängste. Es geht um Sicherheit. Um *diese* zu garantieren, kann und darf ich nichts abgeben, von dem, was ich habe, von meinem Besitz und Reichtum. Und ich muss mich hüten vor jenen, die mir alles nehmen wollen.

So gesehen kann auch ein Obdachloser ein eben solcher Reicher sein, der seine Aldi-Tüte schützend an sich presst. Bloß nicht den Schnaps den anderen Preis geben, ja nicht zeigen, wieviel Zigaretten man gehamstert hat, heimlich die Wurst in den Mund schieben und sich an der Sammlung von Euromünzen ergötzen, die nur einem selbst zugutekommen sollen.

„Reichsein“ bedeutet im biblischen Sinne eindeutig eine Haltung des Egoismus, etwas Soziopathisches. Der Vergleich mit einem Kind liegt nahe, das im Supermarkt nach einem Schokoriegel brüllt und unaufhörlich schreit: `Mama ich will, ich will haben, Gib mir`. Irgendwann wir das Kind lernen müssen, dass es nicht alles haben kann und dass die Erfüllung eigener Wünsche sich auch auf andere auswirken kann. Das kindliche Lustprinzip wird durch das Realitätsprinzip des Erwachsenen ersetzt. So gesehen wäre die Gier nach Reichtum infantil und ein Zeichen mangelnder Reife.

Ein Armer hingegen ist der, der nichts für sich will, der gelassen den Verführungen unserer Zeit ins Auge blickt, der alles losgelassen hat, der Gott alles überlässt, der Gottvertrauen besitzt. Nichts anderes besagt der Begriff „Glaube“. Wir können ihn mit Blick auf die hebräisch-aramäische Sprache mit „Vertrauen“ übersetzen – „Emuna“. Wenn ich alles Streben, was mir zum eigenen Vorteil gereicht, lasse, dann komme ich Gott nahe, so formulieren es die Mystiker.

Das bedeutet, voll Vertrauen all das anzunehmen, was die Welt mir gibt. Dazu gehören auch die negativen Seiten des Lebens – im Fall des Lazarus sein Leiden, seine Geschwüre, sein Hunger. Sie verkörpern das Leid, mit dem wir in unserem Leben konfrontiert werden. Meister Eckehart, der Mystiker, sagte einmal: Vielleicht ist das Negative manchmal dazu da, uns allen Halt zu entziehen, damit wir erkennen, dass wahrer Halt nur in Gott liegt - und dass wir Menschen es eben nicht in der Hand haben. Da mag was dran sein.

Religion ist keine Institution, die dazu da ist, unsere Wünsche zu erfüllen. Im Gegenteil: Im Vaterunser beten wir: *Dein* Wille geschehe. Wenn wir so beten, dürfen wir uns nicht beschweren, wenn er dann geschieht - der Wille Gottes. Wenn wir diesen Satz des

Vaterunsers beten, bedeutet das, dass wir uns leer machen müssen wie ein Glas, damit es sich mit Gottvertrauen füllt. All dies können wir mit dem Attribut „arm“ bezeichnen. Und es ist zugleich wohltuend - ein Akt der Befreiung vom ewigen Streben, vom Ringen um Erfolg und Anerkennung. Denn Gottes Liebe ist bedingungslos - ein reines Geschenk.

Gutes Handeln aus Überlegung und Kalkül ist also vom Teufel. Handeln ist erst dann wahrhaft gut, wenn es aus ehrlichem Mitgefühl resultiert. So handelt in Wahrheit nur der gut, der auch gut ist. Wir müssen uns also fragen: Wie werden wir gut, nicht wie handeln wir gut? Wie werden wir wie Jesus, wie werden wir ein Kind Gottes. Die Frage unserer Religion ist damit keine Frage des Tuns sondern des Seins.

Wichtig beim Handeln ist eine Haltung selbstloser Gelassenheit. Ich gebe anderen, weil sie es nötig haben, weil es mir weh tut, sie so hilflos zu sehen, und nicht, weil ich mir Vorteile davon verspreche oder hoffe, dadurch in den Himmel zu kommen. Ich gebe, weil ich mitfühle, nicht weil man mich davon überzeugt hat oder weil ich Angst habe vor drohenden Höllenqualen. Ich gebe allein mit und aus dem Herzen. Deshalb lehnt Abraham es ab, die Brüder des Reichen zu warnen. Denn niemand soll aus Angst gut handeln.

Wie ich letzten Sonntag schon betont habe: Christus will uns nicht von der Armut befreien, er will uns zur Armut befreien – ein gewaltiger Unterschied.

Und dann liegen auch wir – und das ist im Deutschen zu einer Redensart geworden – wahrhaft in Abrahams Schoß.

Amen